

Taškenov, Kemper (Hg.)

Visionen der Zukunft um 1900

Schriftenreihe  
des Instituts für russisch-deutsche Literatur- und  
Kulturbeziehungen an der RGGU Moskau

herausgegeben von

Dirk Kemper

Band 10 · 2014

# Visionen der Zukunft um 1900

Deutschland, Österreich, Russland

Herausgegeben von  
Sergej Taškenov und Dirk Kemper  
in Zusammenarbeit mit Vladimir Kantor

Wilhelm Fink

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Dies betrifft auch die Vervielfältigung und Übertragung einzelner Textabschnitte, Zeichnungen oder Bilder durch alle Verfahren wie Speicherung und Übertragung auf Papier, Transparente, Filme, Bänder, Platten und andere Medien, soweit es nicht §§ 53 und 54 UrhG ausdrücklich gestatten.

© 2014 Wilhelm Fink, Paderborn  
(Wilhelm Fink GmbH & Co. Verlags-KG, Jühenplatz 1, D-33098 Paderborn)

Internet: [www.fink.de](http://www.fink.de)

Einbandgestaltung: Evelyn Ziegler, München  
Printed in Germany  
Herstellung: Ferdinand Schöningh GmbH & Co. KG, Paderborn

ISBN 978-3-7705-5636-6

# Inhalt

Vorwort .....	7
<i>Sergej Taškenov, Dirk Kemper: Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft. Zur Phänomenologie der Vision. Einleitung .....</i>	9
<i>Dietmar Goltschnigg: Glanz und Elend kakanischer Pluralitäten .</i>	19
<i>Michael Hagemeister: Endzeiterwartung und Fortschrittsglaube: Visionen der Zukunft in Russland um 1900 .....</i>	37
<i>Vladimir Kantor: Magische Provokation: Brjusovs „Der feurige Engel“ im Kontext des Silbernen Zeitalters .....</i>	49
<i>Dirk Kemper: „Rußland und Deutschland [...] sollen Hand in Hand in die Zukunft gehen“. Eine Allegorie der deutschen Slavophilie bei Thomas Mann .....</i>	63
<i>Maria Kiseleva: Rückevolution: Verwandlung in ein Insekt: Dostojewskij, Kafka, Musil. ....</i>	77
<i>Aleksandr Michajlovskij: Die Poetisierung des Politischen: Politische Theologie im George-Kreis. ....</i>	93
<i>Nina Pavlova: Das „Ding“ als Indikator der Zukunft .....</i>	107
<i>Clemens Peck: Romane aus der „nächsten Zukunft“: Gattungs- und wissenschaftliche Aspekte der Wiener Fortschritts- utopien .....</i>	115
<i>Evelyne Polt-Heinzl: Was aber ist modern? Arthur Schnitzler und Peter Altenberg vs. Ferdinand Saar, Elise Richter oder Rosa Mayreder .....</i>	135

<i>Tat'jana Ščedrina</i> : Intuition der Zukunft im „existenzialistischen Tagebuch“: Grigorij Zereteli – Michail Prischwin – Gustav Špet. ....	159
<i>Maja Soboleva</i> : Erkenntniskritik als Reform der Logik .....	171
<i>Henriette Stahl</i> : Die rhythmische Geste: Symptomatologie und Prognostik in Andrej Belyjs „Geschichte des Werdens der Selbstbewusstseinsseele“ .....	187
<i>Sergej Taškenov</i> : Folie à deux: Psychiatrische Schreib- und Lesecodes der Moderne .....	223
Verzeichnis der Beiträger .....	237
Publikationsreihe .....	239

## Vorwort

Der vorliegende Sammelband geht auf eine Tagung zurück, die im Dezember 2010 am „Institut für russisch-deutsche Literatur- und Kulturbeziehungen“<sup>1</sup> (IRDLK) in Moskau stattfand. Das IRDLK sowie der „Thomas Mann-Lehrstuhl für Deutsche Philologie“ werden gemeinsam von der Russischen Staatsuniversität für Geisteswissenschaften (RGGU) und dem Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD) getragen und verfolgen die Zielsetzungen, innovative germanistische Studienangebote zu entwickeln, ferner als landesweit agierendes Qualifikationszentrum für den wissenschaftlichen Nachwuchs in der Russischen Föderation zu wirken und schließlich Forschungsimpulse zu setzen, die für den deutsch-russischen Wissenschaftsaustausch relevant sind.

Der vorliegende Band erscheint als Band 10 der *Schriftenreihe des Instituts für russisch-deutsche Literatur- und Kulturbeziehungen an der RGGU Moskau*, die teils im Moskauer Verlag „Jazyki slavjanskoj kul'tury“ [„Stimmen der slavischen Kultur“], teils im Münchener Wilhelm Fink-Verlag erscheint. Das den Band abschließende Verzeichnis informiert über den Publikationsstand der Reihe.

Der besondere Dank der Herausgeber gilt Rektorat und Dekanat der RGGU auf der einen Seite, dem DAAD in Bonn und dem Österreichischen Kulturforum in Moskau auf der anderen, die die Durchführung der Tagung sowie die Drucklegung des Bandes vielfältig gefördert haben.

---

<sup>1</sup> Info: [www.irdlk-moskau.ru](http://www.irdlk-moskau.ru).





SERGEJ TAŠKENOV, DIRK KEMPER

# Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft Phänomenologie der ‚Vision‘

## Einleitung

Entwürfe der Zukunft entspringen Vergangenheits- und Gegenwartsdiagnosen: „Wenn wir die Zukunft verstehen wollen, kommen wir nicht an den Schmerzen der Vergangenheit vorbei.“<sup>1</sup> Wenn das Jahr 1914 tatsächlich als epochale Zäsur in der Geschichte wahrgenommen wird, so findet doch auch im Zeitraum um 1900 eine kolossale Verdichtung von großen Erwartungen und mehrstimmigen Deutungen der Zukunft statt. Jeder konnte, so vermitteln es die Quellen, in diesen Jahren Visionär werden, und viele verfielen der Magie der Zahl, meldeten sich mit ungeheurem Vitalismus zum Wort, so dass in *Prometheus* von 1899 sogar eine Notiz folgenden Inhalts erscheinen konnte:

Unser Jahrhundert geht zu Ende – zwar nicht schon in wenigen Wochen, wie manche Leute uns glauben machen möchten, aber doch recht bald; und wie die Kinder, die da glauben, dass es um Mitternacht beim Anfang eines neuen Jahres oder gar an ihrem Geburtstag einen lauten Knall giebt, durch den der Beginn des neuen Zeitabschnittes der Welt verkündet wird, so stürzt sich jetzt die Welt in einen Strudel von Rückblicken und Ausblicken, in denen wir uns selbst bespiegeln und mit Goldpapier bekleben. Wenn alles erhalten bliebe, was in diesen Tagen gesprochen und geschrieben und gedruckt wird – letzteres gottlob auf Holzschliffpapier, dessen geringe Dauerhaftigkeit amtlich festgestellt ist –, so würden unsere Enkel vermuthlich zu dem Schlusse kommen, dass es keine regsamere, aber auch keine eitlere Zeit gegeben hat, als die ihrer Grossväter!<sup>2</sup>

Europa „erstarrte“ in Bewegung: Die Herrscher und Denker, die die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts geprägt haben, schienen nicht mehr die zukunfts-gestaltenden Kräfte zu sein, die Politiker und Philosophen, die die erste Hälfte des 20. bestimmen werden, sind noch zu jung. Aber dass sich im neuen Jahrhundert alles ändern werde, daran hatte niemand einen Zweifel. Daher erscheint auch die Revolution des Denkens nur logisch

---

<sup>1</sup> Horx, Mathias: Zukunft wagen. Über den klugen Umgang mit dem Unvorhersehbaren. München 2013. S. 33.

<sup>2</sup> Zit. nach: Mythos Jahrhundertwende. Mensch, Natur, Maschine in Zukunftsbildern 1800 – 1900 – 2000. Baden-Baden 2000. S. 54.

und der Zeit verpflichtet, eben als Notwendigkeit, sich von alten Strukturen zu befreien und die Schwelle ins Neue zu übertreten. Mit den Möglichkeiten seines technischen Schaffens sowie geistigen Schöpfens setzt sich der Mensch in den Mittelpunkt. Dieser Solipsismus der technisch-instrumentellen Vernunft und der allgemeine Technik-Enthusiasmus<sup>3</sup> erstrebten eine rasche Modernisierung und Technisierung der Lebenspraxis. In einem Beitrag für den seinerzeit viel beachteten Band *Die Welt in 100 Jahren*<sup>4</sup> beschwört Maxim Hudson „Das 1000jährige Reich der Maschinen“. Dabei holt er nicht nur zu einer Voraussage technischer Möglichkeiten aus, sondern begeistert sich auch an der Vision neuer Möglichkeiten des visionären Sehens, die diese eröffnen könnten. Unsere Zukunft ist, so Hudson, kausal determiniert und von daher prinzipiell exakt berechenbar. Problematisch sei nur die ungeheure Komplexität der Kausalverkettenungen, die aber bei stetiger Akzeleration des technischen und wissenschaftlichen Fortschritts tendenziell abnehme. Die in die Zukunft projizierte Technikentwicklung befeuert also die Vision wie die Vision selbst zum Gegenstand utopischer Entwicklungsphantasien wird.

Aus heutiger Sicht werden in den Visionen um 1900 beispielsweise die moderne Videotelefonie und die Angebote von Skype, aber auch Spracherkennung und Diktierprogramme wiedererkennbar. „Auf den leisen Sohlen des technischen Fortschritts“ kam ferner der „revolutionäre gesellschaftliche Wandel“<sup>5</sup> daher, so dass in zwei rasch verlaufenden Jahrzehnten intensiv an Fundamenten des modernen Sozialstaates weitergearbeitet wurde. So wird unter anderem die Notwendigkeit zur Umgestaltung der Geschlechterordnung spürbar. Schlagworte greifen weit aus: Gott sei schon tot, während Malerei, Literatur und Bauwesen ihre Formen weiter auflösten; die Entwicklung der Reisetechneiken und der wachsende Wohlstand erlaubten Europa, die Welt kulturell zu erobern; die „große“ Kultur entwickle sich immer mehr zur Massenkultur; gar nicht zufällig, so die heutige Sicht, kommt 1899 auch Aspirin auf den Markt.

<sup>3</sup> Diesen verkündete beispielsweise A. Fiedler, der damalige Rektor der Königlich Technischen Hochschule Berlin in seiner Festrede zur Jahrhundertwende: „Siegreich ist die Technik auf allen Gebieten vorgedrungen, alle Lebens- und Schaffensverhältnisse, Menschen- und Völkerdasein hat sie tief eingreifend umgestaltet. Die Technik wird auch dem kommenden Jahrhundert das Gepräge geben.“ A. Fiedler: Rede zur Feier der Jahrhundertwende am 9. Januar 1900. Berlin 1900. S. 6.

<sup>4</sup> In: Brehmer, Arthur (Hg.): *Die Welt in 100 Jahren*. [Nachdruck der Ausg. Berlin 1910]. Hildesheim, Zürich, New York 1899, S. 5-26.

<sup>5</sup> Sommer, Theo: *Zukunftsvisionen 1899, Zukunftstrends 1999*. In: *Was steht uns bevor? Mutmaßungen über das 21. Jahrhundert*. Aus Anlaß des 80. Geburtstages von Helmut Schmidt. Hrsg. v. Marion Gräfin Dönhoff u. Theo Sommer. Berlin 1999. S. 281-302, hier 295.

Die Visionen der Zukunft um 1900 pendeln zwischen Extremen.<sup>6</sup> David J. Brewer, ein amerikanischer Verfassungsrichter, diagnostiziert im Jahr 1900: „Von allen Seiten hören wir Prophezeiungen der Größe und der Glorie oder aber des Desasters und der Düsternis – als wäre die Jahrhundertwende eine Art Scharnier, an dem das Wohl oder Wehe der Menschheit für hundert Jahre hänge“.<sup>7</sup>

Dass der Fortschritt nicht nur eine Utopie verwirklichen, sondern diese auch zerstören könne, betont bilderreich immer wieder ein Teil der Expressionisten. Ihr Kulturpessimismus argumentiert dabei aus einem breiten Strom apokalyptischer Voraussagen, der gleichsam einer bequemen Nische entstammt, wie Matthias Horx pointiert formuliert:

Das ist der Kern des apokalyptischen Spießertums: Wer das Schlimmste voraussagt, sitzt immer im sicheren Hafen. Wenn etwas Schlechtes passiert, bestätigt es die negative Erwartung. Wenn etwas Positives passiert, ist es nur eine Herauszögerung.<sup>8</sup>

Wie dem auch sei, schon 1896, inspiriert durch *Die vier apokalyptischen Reiter* von Albrecht Dürer, malt Arnold Böcklin *Der Krieg*,<sup>9</sup> und gut ein Dutzend Jahre später zeichnet Ludwig Meidner schon bewusstere, sehr viel blutige Visionen (*Krieg* 1914), und zwar exakt zu der Zeit, in der sich die allgemeine Kriegseuphorie überschlägt. Im Optimismus des *Fin de Siècle* ahnte kaum jemand den kommenden Horror: Bei blühender Kultur und intensivem Welthandel schienen Kriege angesichts der „finanziellen Interdependenz“ der Welthauptstädte unmöglich zu sein, wie Norman Angell in *The Great Illusion* 1909 allen versichert hatte. Die Vielvölkerstaaten werden ihre Zeitbombennatur erst später aufdecken, aber um 1900 sitzen noch die Hohenzollern in Berlin, die Habsburger in Wien, die Romanovs in St. Petersburg. Die Visionen der Zukunft dieser drei Nationen und ihre Vorahnungen bestimmen auch die Vielfalt der geographischen und diskursiven Standpunkte, die in diesem Band behandelt werden.

<sup>6</sup> Wolfgang Drost untersucht diesen Pendelcharakter in der Zeit um 1900 nach den Interpretationsmodellen von „decadence“ (als „Ausweichen vor Innovation“) und „progress“ als „Neugier auf die Gesetze des Unbekannten, Spielraum für Phantasie“. Vgl. Drost, Wolfgang: Die Herausforderung des Fortschritts an die Kunst. In: Fortschrittsglaube und Dekadenzbewußtsein im Europa des 19. Jahrhunderts. Hrsg. v. Wolfgang Drost. Heidelberg 1986. S. 327.

<sup>7</sup> Zit. nach Sommer (wie Anm. 5), S. 292.

<sup>8</sup> Horx (wie Anm. 1), S. 35.

<sup>9</sup> Ulrike Wolff-Thomsen zieht die Vorstellung von einem möglichen Weltende in Zweifel und behauptet, dass Endzeit und Apokalypse keine gesteigerte künstlerische Auseinandersetzung um 1900 ausgelöst haben. Vgl. Wolff-Thomsen, Ulrike: Weltende oder Zeiten(w)ende? Endzeit und Zukunftsvorstellungen in der bildenden Kunst um 1900. In: Jahrhundertwenden. Endzeit- und Zukunftsvorstellungen vom 15. bis zum 20. Jahrhundert. Hrsg. v. Manfred Jakubowski-Tiessen u.a. Göttingen 1999. S. 327-347.

\*

Der Begriff der ‚Vision‘ (gr. ‚θεωρία‘, lat. ‚visio‘) scheint so viele metaphysische Altlasten mitzuführen, dass seine Verwendung in der Moderne problematisch erscheint. Platon wertet den Begriff der ‚inneren Schau‘ wegen seiner grundsätzlichen Skepsis gegenüber dem äußeren, sinnlichen Sehen wirkungsmächtig auf; im Höhlengleichnis wird die Vision gar zur Schau des Lichts der Erkenntnis und bildet das Telos allen Philosophierens. Das Alte wie das Neue Testament kennen die „visio Dei“, und für Augustinus gewährt diese als antizipierte Eschatologie einen Blick in die Zukunft (natürlich im spezifisch christlichen Zeithorizont).<sup>10</sup>

Trotz ihrer stark theologisch aufgeladenen Begriffsgeschichte werden ‚Vision‘ und das Theorem vom „augenlosen Sehen“ auch in der Neuzeit nicht obsolet. Die Sache wechselt den Diskurs wie das Terminologiedesign und wird nunmehr in der neuen Wissenschaft der Ästhetik verhandelt, und zwar als Augenblick der ästhetischen Erfahrung. Hier trifft sie sich mit ähnlich aufgeladenen Begriffen wie ‚Inspiration‘ und ‚Enthusiasmus‘, die im alten Begriffskleid in der modernen Philosophie nicht mehr verhandelbar wären und reformuliert werden müssen.

Solche Reformulierungsprozesse werden häufig als Säkularisierung beschrieben, was dem Missverständnis Vorschub leisten könnte, dass die metaphysischen Altbestandteile solcher Begriffe in diesem Umsetzungsprozess getilgt würden. Doch das Gegenteil ist der Fall, denn der begriffsgeschichtliche Hintergrund wird lediglich aus seinen tradierten diskursiven Verbindlichkeiten entlassen und steht somit als allusives Potential dem ästhetischen Spiel in der Moderne zur Verfügung.

Die ästhetische Leitkategorie moderner Ästhetik ist seit Friedrich Schlegel das ‚Interessante‘, und dem kann der produktionsästhetische Begriff der ‚Vision‘ mit seinem Allusionshorizont der extraordinären Schau durchaus mehr entsprechen als der produktionsästhetische Gattungsbegriff der ‚Utopie‘ mit seinem stark rationalistischen Gepräge.

\*

Jahrhundertwenden scheinen eine innere Affinität zum Begriff der ‚Vision‘ zu haben, denn sie waren lange verbunden mit Endzeiterwartungen. Vergangenheit und Zukunft scheinen an solchen Symbolmarken in der

<sup>10</sup> Vgl. J. Kreuzer: Visio. In: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Herausgegeben von Joachim Ritter [ab Bd. 4: und Karlfried Gründer]. Völlig neubearbeitete Ausgabe des <Wörterbuchs der philosophischen Begriffe> von Rudolf Eisler. 13 Bde. Basel, Stuttgart 1971–2007, Bd. 11, Sp. 1068-1071.

Wahrnehmung enger zusammenzurücken. Das fand als Endzeiterwartung in der Vormoderne im geschlossenen Zeithorizont des Christentums statt, wofür die Eschatologie einen verbindlichen Leitdiskurs bildete; und das findet im zukunfts offenen Zeithorizont der Moderne in einer Form statt, die die in der Gegenwart präsenste Vergangenheit in die Zukunft extrapoliert, wofür sich alle möglichen Leitdiskurse anbieten, nicht nur der der rationalistisch ausgerichteten, wissenschaftlichen Futurologie.

Die Formen der Auseinandersetzung mit der Zukunft um 1900 mit dem Begriff ‚Vision‘ (anstatt ‚Utopie‘) zu verbinden, öffnet also das Themenspektrum. Zudem vermag dieser Begriff eher die Kulturdifferenzen des deutschen, österreichischen und russischen Raums aufzunehmen, die herauszustellen durchaus beabsichtigt war.

Einen spezifisch russischen Beitrag zur Begriffsarbeit an ‚Vision‘ leistet der Beitrag von Tat'jana G. Ščedrina aus sprachphilosophischer Sicht. Sie unterscheidet Vision als Ereignis und Prozess (in ihrer Diktion ‚Voraussicht‘) von deren versprachlichten und auf ein kommunikatives Gegenüber ausgerichteten Formen (‚Voraussage‘). Der Ereignischarakter der Vision bleibt vor allem im „existentialistischen Tagebuch“ anwesend und greifbar, da diese Textform die „lebendige“ Rede mit sich selbst darstelle und – obgleich versprachlicht – der Sprachnormen der Kommunikation mit einem Gegenüber eigentlich nicht bedürfe. Das ändere sich, wenn aus dem „existentialistischen“ ein publiziertes Tagebuch werde, das gleichsam den Tod des Autors wie die Auslöschung der visionären Ereignishaftigkeit erzwingt.

Den metaphysischen Unterbau von drei russischen Zukunftsvisionen stellt Michael Hagemeyer heraus, so sehr sich diese auch auf den ersten Blick unterscheiden. 1903 veröffentlichte Konstantin Eduardovič Ciolkovskij den Aufsatz *Die Erforschung der Weltenräume mit Hilfe von Rückstoßgeräten*. Die ingenieurwissenschaftliche Seite wurde in der Sowjetunion hoch gepriesen, die philosophische Seite aber, seine apokalyptische Beschreibung des Lebens auf der Erde und seine kosmische Vision einer sich im Weltraum nicht nur technisch, sondern auch moralisch, geistig und biologisch vervollkommnenden Menschheit, weitgehend totgeschwiegen. Im selben Jahr erschien das *Programm zur Eroberung der Welt durch die Juden*, später bekannt als *Protokolle der Weisen von Zion*, die in der Tradition der Anti-Utopie die jüdische Weltherrschaft als Fortschritt diktatur beschreiben, unterlegt von der fortschrittskritischen Wertungsperspektive, die in diesem Treiben den Antichristen am Werke sieht. Schließlich erschienen zwischen 1906 und 1913 postum Nikolaj Fëdorovič Fëdorovs *Philosophie des gemeinsamen Werkes*, die die eschatologische Vision der Wiederherstellung einer „All-Einheit“ wie vor dem Sündenfall entwirft. Alle drei Texte zeugen je auf ihre Art von der Grundge-

fahr einer in die Zukunft ausgreifenden Geschichtsphilosophie, da diese auch die radikalsten Eingriffe totalitärer Systeme in die Gegenwart zu rechtfertigen scheinen, da sie um einer „wissenschaftlich“ gesicherten Zukunftsvision willen gerechtfertigt und/oder notwendig erscheinen.

Mit Kant, Jaspers und Éllis an seiner Seite widmet sich Vladimir Kantor magischen Visionen um 1900, die letztlich davon zeugten, wie wenig die Gesamtbevölkerung Anteil am Projekt der Aufklärung hatte. Im Kern geht es um die spezifisch russische Renaissance des Ewigweiblichen, die von Solov'ëv vorbereitet gewesen sei und sich dann in Brjusovs Roman *Der feurige Engel* manifestiert habe. Kulturraumüberschreitend macht der russische Autor dabei Magie und Mystik deutscher Provenienz zum Gegenstand des fiktiven Romangeschehens.

Analytisch-deskriptiv, vor allem auch quellenkritisch geht Henrieke Stahl dem Einfluss Rudolf Steiners auf das Geschichtsdenken Andrej Belyjs nach. Ihr Zugang ist für den Aspekt der ‚Vision‘ besonders glücklich, da sie nicht allein von Belyjs Text *Die Geschichte des Werdens der Selbstbewusstseinsseele* ausgeht, sondern vor allem von Belyjs eigener Visualisierung der Entwicklungsgeschichte der Selbstbewusstseinsseele in Form einer farbigen Zeichnung, seinem „Historiosophischen Schema“. Die versprachlichte Vision findet hier ihr Pendant im Augenblick der ästhetischen Erfahrung, sedimentiert im bild-optischen Schema, das bei Stahl einer subtilen Auslegung fähig ist.

Den österreichischen Kulturraum sondiert zunächst Dietmar Goltschnigg. Zukunftsvisionen können als Kompensationsformen für das Leiden an Identitätskrisen gedeutet werden. So nimmt sie Goltschnigg auf, indem er Visionen aus den äußerst disparaten jüdischen Milieus des Habsburger Vielvölkerstaates analysiert, von zionistischen Zukunftserwartungen bis hin zum kruden Antizionismus und der zugespitzten Form des „jüdischen Selbsthasses“ bei Theodor Lessing. Sprechend werden diese Visionen vor allem gegenüber der zukunfts-offenen Beschreibung der Gegenwart als ‚Moderne‘, und zwar im weiteren Sinne als ökonomisch-soziologischer Begriff wie gegenüber dem ästhetischen Phänomen der literarischen, speziell der Wiener Moderne.

Was deren Modernität genauer ausmacht, untersucht Evelyne Polt-Heinzl unter der Frage: „Was aber ist modern?“ Sicher nicht der Anschluss an den Naturalismus, so das erste Ergebnis ihrer detaillierten Rekonstruktion der gruppeninternen Kommunikation in der „Wiener Moderne“. Diese zeige Distanz zur zeitgenössischen Avantgarde und profilieren sich eher durch die Beziehungsthematik, durch das Erotisch-Pikante und anhand der entsprechenden Frauenfiguren.

Auch Clemens Peck betreibt eine Revision des/eines traditionellen Bildes der Wiener Moderne, die, so das Gängige, in den Krisenjahren der

Habsburgermonarchie die Kraft zu utopischen Entwürfen verloren habe. Aus der Vielzahl der diesem Befund widersprechenden Texte zieht Peck drei für die Analyse heraus: Theodor Hertzkas *Freiland* (1890), Theodor Herzls *Altneuland* (1902) und Bertha von Suttners Roman *Der Menschheit Hochgedanken* (1911). Peck untersucht, wie sich Fortschrittsideologie um 1900 darstellt, an welchen Wissenschaftsdiskursen sie teilhat und wie sie die Gattung der Utopie verändert.

Im deutschen Raum hatten sich Visionen einer neuen Zukunft nicht nur auf konservativer Seite vor allem mit dem Ersten Weltkrieg verbunden, der – wie in der antiken Zyklustheorie Heraklits und der Stoa – als Weltenbrand (Ekpyrosis) alle kulturellen Fehlentwicklungen aufzehren und verbrennen sollte, damit ein neues (goldenes) Zeitalter beginnen könne. In diese Erneuerungs- und Reinigungsvision wurde die gesamte Problemlast der industriellen Moderne hineinprojiziert, aber auch die beißende Kulturkritik am fauligen, sekuritättssüchtigen Bürgertum der Gründerzeit. Der Arbeiterdichter Nikolaus Schmidt legte beispielsweise 1915 in Budapest die Gedichtsammlung *Weltenbrand und Vaterland* vor; Ernst Jüngers Vision der Gestalt des Arbeiters gehört der Sache nach in diesem Zusammenhang. Bei Tucholsky heißt es in der „Roten Melodie“ 1920: „Ich sah durchs Land / im Weltenbrand – / da weinten tausend Frauen.“

Diese Gedankenfigur des Weltenbrandes mit ihren sehr unbestimmten Zielen der Reinigung und Erneuerung öffnet ein weites Einfallstor für alle Arten der Konstruktion der historischen Mission eines Volkes. Durch dieses strömt auch slavophiles Gedankengut nach Deutschland, vermittelt insbesondere durch die erste deutsche Dostoevskij-Ausgabe bei Pieper 1909-1919 und deren Nebentexte von Arthur Moeller van den Bruck und Dmitrij Merežkovskij. Thomas Mann nimmt in den *Betrachtungen eines Unpolitischen* Dostoevskijs Bestimmung der Mission Deutschlands zur Begründung des Ersten Weltkriegs ganz zentral auf: Seit 2000 Jahren protestiere Deutschland bereits gegen den römischen Imperialismus des Westens, gegen Liberalismus, Zivilisationsliterarientum und geistverachtendem Demokratismus. Trotz der „falschen“ russischen Front im Kriege, trotz der Russischen Revolution hält Mann auch zu Beginn der Weimarer Republik noch an dieser Ostorientierung fest und beschwört 1921 eine gemeinsame Zukunft Russlands und Deutschlands „Hand in Hand“. Dirk Kemper weist diese Vision als slavophile Allegorie aus, vorgetragen aus einer Perspektive, die sich zur ‚deutschen Slavophilie‘ bekennt.

Dem politischen Denken eines anderen deutschen Dichters vor dem Ersten Weltkrieg, nämlich Stefan Georges, geht Aleksandr Michajlovskij nach. Um George als dezidiert ‚politischen‘ Dichter ausweisen zu können, bedient er sich der von Carl Schmitt übernommenen Kategorie der ‚Politischen Theologie‘, in deren Lichte er das Verständnis von Autor-

schaft und Autorität bei George entfaltet. Der visionäre Charakter liegt dabei nicht in einem konkret ausdifferenzierten Zukunftsbild, vielmehr im Impuls der charismatischen Erneuerungsideologie, die um Begriffe wie Bund, Orden, Dienst, Opfer und Reich kreist. Mit seiner ‚politischen Theologie‘ erzielte George ganz erhebliche Fernwirkung innerhalb des deutschen Konservatismus, die über die Konstellation der Konservativen Revolution hinausreicht.

Als Augenblick der ästhetischen Erfahrung führt der Begriff der Vision auch ins Zentrum poetischer Praxis um 1900. Diese steht in einem Kontext, den man als Laboratorium der Wahrnehmungspsychologie bezeichnen könnte, zu dem auch Dichter ganz eigene Beiträge lieferten. Einen solchen untersucht Nina Pavlova bei Rilke. In zwei Richtungen wird das ‚Ding‘ in jener Zeit aus den Zufälligkeiten und Verzerrungen der Alltagswahrnehmung herausgeführt: Mit Wilhelm Worringer<sup>11</sup> bewegen sich die Expressionisten in Richtung ‚Abstraktion‘, in der das Ding jenseits der Willkür der Wahrnehmung (‚Einfühlung‘) zur Ruhe kommt; mit Rilke zielt die Schau des Dings (‚Dingmystik‘<sup>12</sup>) auf das Konkrete, aus allen Bezügen Herausgelöste und so Verselbständigte, als welches das Ding existiert, insofern es vom Dichter erkannt und durch das Herz des Dichters in sein eigentliches Sein hineingezogen wird. Durch den Aspekt des ‚Archaischen‘ als aktuelle produktionsästhetische Kategorie fließt in diese eigentlich aus der Zeit herausführende Konzeption wieder ein verzeitlichter Aspekt ein, der das Ding auch als „Indikator der Zukunft“ beschreibbar macht.

Aus der Antike kommend, wird in der Moderne auch das Motiv der Metamorphose in ein Insekt zu einem „Indikator der Zukunft“. Maria Kiseleva zieht eine entsprechende Linie von Dostoevskij über Kafka zu Musil. Tierbilder zeigen den Menschen dabei nicht nur in neuen – auf die Totalitarismen des 20. Jahrhunderts vorausweisenden – „Zukunftsapparaten“ (Musil); bei Dostoevskij scheint auch die religiös-theologische Bildlichkeit des sündigen Insekts auf.

Eine folgenreiche Entwicklungslinie aus dem philosophischen Laboratorium um 1900 heraus untersucht Maja Soboleva bei Hermann Cohen, Wilhelm Windelband, Wilhelm Dilthey, Ernst Cassirer und Georg Misch. Unter dem Leitaspekt einer „Erweiterung der Logik“ kann sie zeigen, dass die Kulturphilosophie des 20. Jahrhunderts ihre Voraussetzung in Reformprozessen um 1900 hat. Allmählich verschiebt sich der Gegenstandsbereich der Philosophie: Schon bei Cohen wechselt er aus dem Transzendentalismus Kants in die Sphäre einer „Protowissenschaftstheorie“, die nicht mehr (nur) den Akt des Erkennens, sondern das Faktum des

<sup>11</sup> Vgl. Worringer, Wilhelm: Abstraktion und Einfühlung. München 1916.

<sup>12</sup> Vgl. Rehm, Walter: Wirklichkeitsdemut und Dingmystik. In: Logos 19, 1930, 297 ff.



Erkennens im Bereich der Wissenschaft kritisch auf seine Voraussetzungen und seine Logik hin untersucht. Schrittweise wird so der Weg frei von einer Wissenschaft der Wissenschaft und ihrer Logik zu einer Wissenschaft der Kultur und ihrer Semiotik.

Wissenschaft und Literatur tauschten ihre Diskurse an der Jahrhundertwende besonders intensiv und gerne auch im Bereich der Psychiatrie, was der Beitrag von Sergej Taškenov schildert. Nachdem zunächst Mitte des 19. Jahrhunderts ein unauffälliger Übersetzungsfehler das Interesse der Medizin an der literarischen Produktionsästhetik geprägt hatte, formulierte und forderte Hermann Bahr um 1900 die allgemeine Vision einer neuen „Kunst der Nerven“, welche, so Taškenov, die „psychiatrischen Schreib- und Lesecodes“ der Moderne im europäischen Raum ausformte, aber unterschiedliche Schicksale in der deutschsprachigen und der russischen Kultur erleben musste.



## Glanz und Elend kakanischer Pluralitäten

### I.

„Kakanien“ – dieser schillernde, konstruktiv-ironische, nostalgische und zugleich utopische Name, den Robert Musil im gleichnamigen Kapitel seines Romans dem untergegangenen, komplizierten Staatsgebilde der *k.u.k.*-Monarchie verliehen hat, das heißt der kaiserlich-königlichen, österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie, dieses Kakanien ist in der literarischen Öffentlichkeit längst zum geflügelten Wort geworden und eignet sich vorzüglich als Signatur für das mitteleuropäische Spannungsfeld von Literatur und historischer Realität auch im verallgemeinernden Ausgriff auf die Zukunft: „Österr[eich]. als besonders deutlicher Fall der modernen Welt“.<sup>1</sup> Ähnlich wie Musil definierte Hermann Broch später (in seiner im amerikanischen Exil verfassten Skizze *Autobiographie als Arbeitsprogramm*, 1941) das altösterreichische Staatsgebilde infolge dessen „besonders schwieriger Verhältnisse“ als „ein gewissermaßen verschärftes, wenn auch verkleinertes Bild der gesamten ökonomischen und sozialen Weltsituation“.<sup>2</sup>

Ins Ironische gewendet war Kakanien in Musils Roman, „ohne daß es die Welt schon wußte, der fortgeschrittenste Staat“.<sup>3</sup> Tatsächlich galt das habsburgische *Fin de siècle* schon den Zeitgenossen als produktives „Biotop“ moderner Kunst und Wissenschaft: der Musik, der Malerei, der Architektur, der Philosophie und der Literatur sowie der Naturwissenschaften, der Medizin, nicht zuletzt auch der Psychiatrie. Politisch hingegen stand in der „Monarchie auf Abruf“ – so ein zeitgenössisches, ziemlich abschätziges Bonmot – das vielgelästerte „Fortwursteln“ auf der Tagesordnung, das einem lähmenden Stillstand gleichkam. In seinem programmatischen Essay unter dem heute befremdlich klingenden Titel *Der Anschluß an Deutschland* (1919) konstatierte Musil, dass es in diesem lebensunfähigen „Staatsleben“ keine Kräfte mehr gab, die imstande gewesen wären, „das Verstockende mitzureißen“:

---

<sup>1</sup> Musil, Robert: *Der Mann ohne Eigenschaften*. In: Ders.: *Gesammelte Werke in neun Bänden*. Hg. von Adolf Frisé. Reinbek bei Hamburg 1978, Bd. 5, S. 1905.

<sup>2</sup> Broch, Hermann: *Autobiographie als Arbeitsprogramm*. In: Ders.: *Kommentierte Werkausgabe*. Hg. von Paul Michael Lützel. Frankfurt am Main 1974-1988, Bd. 10/2, S. 197.

<sup>3</sup> Musil (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 35.

Seit der Verdrängung aus Deutschland durch den Sieg der kleindeutschen über die großdeutsche Idee und seit dem davon heraufbeschworenen „Ausgleich“ mit Ungarn im Jahre 1867 war das ehemalige Kaisertum Österreich ein biologisch unmögliches Gebilde.

Die einzige Überlebenschance dieses fragilen Vielvölkerstaats wäre die Teilhabe an jener „Entfesselung des bürgerlichen Unternehmungsgeistes“ gewesen, „welche in Deutschland eine Kraft und Bewegtheit ins Leben rief, die man als ungeheuer anerkennen muß, auch wenn man ihre Formen und Ergebnisse mit gutem Recht verdammt“:

Wäre Österreich ein Staat von so großem Tempo gewesen, so hätte es vielleicht die Interessen seiner Völker in einem dynamischen Gleichgewicht verschmelzen können; da es schwerfällig und schlecht ausbalanciert war und langsam fuhr, fiel es vom Rad.<sup>4</sup>

Diesem Staat, der – so heißt es im *Kakanien*-Kapitel des *Mann ohne Eigenschaften* – „sich selbst nur noch mitmachte“,<sup>5</sup> waren Morbidität und Mortalität vorzeitig und unübersehbar eingeschrieben. Solch unrettbares, „definitives Provisorium“ musste geradewegs in die Katastrophe münden: den Ersten Weltkrieg, der den Untergang des Vielvölkerstaats besiegelte und in der Literatur schon zur Jahrhundertwende satirisch vorausgesagt wurde. Arthur Schnitzlers Leutnant Gustl stellt als repräsentative Leitfigur der Epoche gleich zu Beginn der Monolognovelle die vieldeutige, ominöse Frage: „Wie lange wird denn das noch dauern?“ – eine Frage, die sich nur vordergründig auf das vom Protagonisten gelangweilt aufgenommene Oratorium bezieht. Verallgemeinert kommt darin viel mehr zum Ausdruck, nämlich der längst fragwürdig gewordene Bestand ganz Kakanien, dessen Untergang nur noch eine Frage der Zeit war. Was Schnitzlers jungen, zum Selbstmord scheinbar fest entschlossenen Offizier bis zuletzt fasziniert, ist einzig die Vision eines leichtfertigen, kollektiv-militärischen Todesmuts, den unter Beweis zu stellen ihm jedoch zu seinem Leidwesen nicht mehr vergönnt sei: „Etwas hätt' ich gern noch mitgemacht: einen Krieg – aber da hätt' ich lang' warten können“.<sup>6</sup>

In dem von Schnitzlers Leutnant Gustl herbeigesehnten und vierzehn Jahre später tatsächlich ausgebrochenen Weltkrieg pervertierte die fortschrittsoptimistische Moderne zur „fröhlichen Apokalypse“. Auf dieses zynisch-ambivalente Schlagwort reduzierte der nach Amerika emigrierte Hermann Broch in seiner Schrift *Hofmannsthal und seine Zeit* (1948/49) den ganzen habsburgischen Operettenstaat und seine Wiener Metropole. Hier trieb die ‚feine‘, ‚gute‘, aristokratisch-großbürgerliche, unaufhörlich

<sup>4</sup> Musil, Robert: Der Anschluß an Deutschland. In: Ders. (wie Anm. 1), Bd. 8, S. 1037 f.

<sup>5</sup> Musil (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 35.

<sup>6</sup> Schnitzler, Arthur: Leutnant Gustl. In: Ders.: Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Das erzählerische Werk. Frankfurt am Main, 1977-1979. Bd. 2. S. 226.

und leichtfertig Walzer tanzende Wiener Gesellschaft in traumwandliger Blindheit ihrem unausweichlichen Untergang zu.

Das zerfallende Habsburgerreich wurde für Karl Kraus zur exemplarischen „Versuchsstation des Weltuntergangs“,<sup>7</sup> die der wortgewaltige Schriftsteller und Journalist in seinem riesigen „Marstheater“ *Die letzten Tage der Menschheit* auf unzähligen Schauplätzen mit unzähligen Figuren, ihren unzähligen und unwahrscheinlichsten, in der historischen Realität aber tatsächlich gesprochenen Phrasen auf eine imaginäre Weltbühne stellte. Mit ebensolch satirischer Meisterschaft wird die Katastrophe der Moderne im zweiten gigantischen Werk der Wiener klassischen Moderne vorbereitet, und zwar in Musils *Mann ohne Eigenschaften*. In diesem Roman verweisen alle Reflexionen, alle Handlungsstränge und alle Figurenkonstellationen auf den globalen Krieg. Von ominöser Bedeutung sind in diesem Zusammenhang vor allem die geheimnisumwitterten, von niemandem so richtig ernst genommenen Mobilisierungsvisionen eines kleinwüchsigen und auf den ersten Blick kleinlaut wirkenden Generals mit dem ironisch beredten Namen *Stumm* von Bordwehr. Musils *Mann ohne Eigenschaften* spielt in der habsburgischen Metropole des unmittelbaren Vorkriegsjahrs 1913, aber infolge der vier Jahrzehnte langen Entstehungszeit des Romans werden in das morbide, unwiderruflich zum Untergang verurteilte Kakanien auch schon der heraufdämmernde Nationalsozialismus und der Zweite Weltkrieg als zwingende Folge des Ersten eingeblendet. Musil hat, wie er gegen Ende seines Lebens erklärte, den *Mann ohne Eigenschaften* von Anfang an bewusst als einen „aus der Vergangenheit entwickelten Gegenwartsroman“ angelegt,<sup>8</sup> der desillusioniert auf eine unheilvolle Zukunft voraus weist. Und schon 1920 heißt es in einer Tagebuchnotiz des Romanciers: „Alles, was sich im Krieg und nach dem Krieg gezeigt hat, war schon vorher da [...]. Alles muß man submargin auch schon in dem Vorkriegsroman zeigen.“<sup>9</sup>

## II.

In Europa hatten sich im ausgehenden 19. Jahrhundert vielfältige politische und gesellschaftliche, wirtschaftliche und kulturelle Modernisierungsprozesse in unterschiedlichen Kontexten und mit unterschiedlichen Folgen vollzogen. Im Gegensatz zu erfolgreichen politischen Vereinheitlichungen wie der Bildung von Nationalstaaten wie Deutschland und Ita-

<sup>7</sup> Kraus, Karl: Franz Ferdinand und die Talente. In: Die Fackel (Wien), Nr. 400-403, 10. Juli 1914. S. 2.

<sup>8</sup> Musil (wie Anm. 1), Bd. 5, S. 1941.

<sup>9</sup> Musil, Robert: Tagebücher. Hg. von Adolf Frisé. Reinbek bei Hamburg, 1976. S. 353 f.

lien dominierten im Habsburgerreich massive Heterogenitäten, und zwar nicht nur soziale, sondern vor allem auch ethnische, kulturelle, religiöse und sprachliche Pluralitäten: Deutsche, Ungarn, Tschechen, Slowaken, Polen, Italiener, Ruthenen, Rumänen, Kroaten, Serben, Bosnier, Slowenen und Juden, um nur die zahlenmäßig größten Volksgruppen zu erwähnen. Diese komplexen Differenziertheiten wurden von der länger ansässigen Bevölkerung in den urbanen Zentren der Donaumonarchie tagtäglich mit wachsenden Ängsten wahrgenommen, die Zugewanderten wurden als identitäts- und existenzbedrohende Fremdkörper empfunden. Ein Vergleich mittelost- und westeuropäischer Migrationsbewegungen erhellt diese Problematik.<sup>10</sup> Während um 1900 der Anteil der „Fremden“, das heißt der nicht vor Ort Geborenen, in Paris nur 6,3 Prozent der Gesamtbevölkerung betrug, machte er in Wien mit mehr als 60 Prozent etwa das Zehnfache aus. Die nach Wien zugewanderten Bevölkerungsgruppen kamen aus Böhmen und Mähren, aus Ungarn, Galizien und der Bukowina, aber auch aus anderen, vorzugsweise östlichen und südöstlichen Regionen des Habsburgerreichs. Die verstärkte Ausbildung und Wahrnehmung „vertikaler“ (sozialer) und „horizontaler“ (nationaler) Differenziertheiten hatte in der Donaumonarchie komplexe politisch-nationale und ethnisch-kulturelle Spannungen und Konflikte zur Folge. Individuelle und kollektive fremdenfeindliche Phobien breiteten sich aus, vor allem auch antisemitische Projektionen, die sich in ebenso mannigfaltigen Identitäts- und Existenzkrisen manifestierten. Die habsburgische Metropole und das ganze mitteleuropäische Umfeld erweisen sich als höchst disparates Mischgebilde. Man spricht von „hybriden Kulturen“, in denen sich bereits um 1900 Prozesse abspielten, wie sie dann an der Wende vom 20. zum 21. Jahrhundert bis heute globale Relevanz gewannen.

In der österreichischen Literatur- und Kulturwissenschaft wird gern behauptet, dass Multinationalität, Multilingualität und Multikulturalität die ästhetische Kreativität der habsburgischen Moderne gesteigert haben. Dabei dürfen allerdings nicht die deutschösterreichischen und die ungarischen Hegemonieansprüche übersehen werden. Aufgrund dieser politischen Konstellation stellte ein ausbalancierter, wechselseitiger Kulturtransfer unter den verschiedenen Nationalitäten eher die Ausnahme dar. Neuerdings begreifen sogenannte „postkoloniale“ Forschungsperspektiven die Donaumonarchie als ein „quasi-koloniales“ Herrschaftssystem. In diesem multiethnischen Staatsgebilde waren vermeintlich überlegene und fortschrittlichere Kulturen darauf bedacht, durch reflexartige Abwehr

<sup>10</sup> Siehe Csáky, Moritz: Ambivalenz des kulturellen Erbes: Zentraleuropa. Moderne und/oder postmoderne Befindlichkeit. In: Ambivalenz des kulturellen Erbes. Vielfachcodierung des historischen Gedächtnisses. Paradigma: Österreich. Hg. von M. C. und Klaus Zeyringer. Innsbruck [u. a.] 2000, S. 27-49, 32.

fremdartiger und beängstigender, als unterentwickelt und minderwertig diskriminierter Zivilisationen ihre eigene, als homogen ersehnte Identität abzusichern.<sup>11</sup> Dabei verdient die Tatsache besondere Beachtung, dass solcherart ausgegrenzte Volksgemeinschaften und Territorien, „Kolonien“ also *innerhalb* des habsburgischen Vielvölkerstaates, meist an dessen östlicher und südöstlicher Peripherie und jenseits davon verortet wurden. Der aus Galizien stammende, in der Bukowina aufgewachsene jüdische Schriftsteller Karl Emil Franzos hat für diese Grenzgebiete den mittlerweile populären, allerdings auch umstrittenen Begriff „Halb-Asien“ geprägt – umstritten deshalb, weil dort, in Städten wie Lemberg, Czernowitz oder Krakau (wo es seit 1364 nach der 1348 gegründeten Prager die älteste mitteleuropäische Universität gab), höchst bemerkenswerte Leistungen in Kultur und Wissenschaft erbracht wurden.

Postkoloniale Fokussierungen auf transnationale Sozialisations-, Akkulturations- und Assimilationsprozesse lassen das Habsburgerreich als ein Laboratorium gegenwärtiger europäischer und auch globaler Problemlagen mit ihren komplexen ethnischen, sprachlichen, kulturellen und konfessionellen Heterogenitäten erscheinen, in denen sich Vermischungen aller Art realisierten, in denen aber auch unterschiedlichste Kulturen, Religionen und Sprachen nebeneinander und voneinander abgeschottet existierten. Daraus ergaben sich Probleme, Spannungen und Konflikte, die heute allgegenwärtig in Europa, besonders auch im deutschsprachigen Mitteleuropa, in innen- und außenpolitischen Auseinandersetzungen mit überaus brisanten und missverständlichen Begriffen wie „Leitkultur“, „Assimilation“ oder „Integration“ instrumentalisiert werden.

Postkoloniale Forschungsperspektiven scheinen jedoch auch Musils provokante Thesen aus seinem Essay *Der Anschluß an Deutschland* (1919) zu bestätigen, dass die nostalgisch verklärte, sogenannte „österreichische Kultur“ nichts anderes darstellte als „eine Spezialität der Deutschösterreicher“. Eine solche aber – so Musil – hätten weder die „Slawen“ noch die „Romanen“ noch die „Madjaren der Monarchie“ akzeptiert. Denn diese Nationalitäten hätten „nur ihre eigene“ Kultur gekannt und – im Gegensatz dazu – „eine deutsche, die sie nicht mochten“. Die kulturelle Gemeinsamkeit Wiens, der Alpen- und Sudetenländer sei demnach „einfach eine deutsche“ gewesen, die allerdings selbst die Deutschösterreicher nicht immer goutierten. Musil ließ die legendäre

<sup>11</sup> Vgl. Uhl, Heidemarie: Zwischen „Habsburgischem Mythos“ und (Post-)Kolonialismus. Zentraleuropa als Paradigma für Identitätskonstruktionen. In: newsletter *Moderne*. Zeitschrift des Spezialforschungsbereichs „Moderne. Wien und Zentraleuropa um 1900“ (Graz) 5, 2002, H. 1, S. 2-5; Müller-Funk, Wolfgang: Kakanien revisited. Über das Verhältnis von Herrschaft und Kultur. In: Kakanien revisited. Das Eigene und das Fremde (in) der österreichisch-ungarischen Monarchie. Hg. von W. M.-F., Peter Plener und Clemens Ruthner. Tübingen/Basel 2002, S. 14-32.

österreichische allenfalls als eine „Wiener Kultur“ mit „ihrem esprit de finesse“ gelten, „der immer mehr zum Feuilletonismus entgeistete“.<sup>12</sup> Diese satirisch zugespitzte Kritik wurde – vor allem was den schöngestigen, seichten Feuilletonismus anbelangt – auch von Karl Kraus vertreten und kehrte einige Jahrzehnte später in Hermanns Brochs umfangreicher Studie *Hofmannsthal und seine Zeit* (1948/1949) wieder.

In seinem Essay *Der Anschluß an Deutschland* verweist Musil ferner auf eine ihm besonders wichtig erscheinende literarhistorische „Tatsache“, „daß fast alle österreichischen Bücher in Deutschland hergestellt werden“. Aus diesem Grund hätten „fast alle österreichischen Dichter ihre Existenz deutschen Verlegern zu verdanken“. Daraus lässt sich die ernüchternde Schlussfolgerung ziehen:

Die Rede von der österreichischen Kultur, die auf dem Boden des nationalen Mischstaats stärker erblühen soll als anderswo, diese so oft beteuerte Mission der sancta Austria, war eine niemals bewahrheitete Theorie“.<sup>13</sup>

Wesentlich differenzierter und reservierter als dieser hier leichtfertig anmutende, freilich nur im kulturellen, allenfalls ökonomischen Sinne geforderte „Anschluß an Deutschland“ fiel dann allerdings der Befund „Kakanians“ aus, den Musil wenige Jahre später in seinem Lebenswerk, dem gigantischen Romantorso *Der Mann ohne Eigenschaften*, zur epischen Darstellung brachte.

### III.

Jedes auf Homogenität fixierte soziale Gemeinwesen begründet sowohl durch Abgrenzung vom Anderen beziehungsweise Fremden wie auch durch dessen Assimilation und Akkulturation seine Identität. Als Inbegriff stereotyper, von Vorurteilen geprägter, abschreckender Fremdheit galten in der Habsburgermonarchie vor allem die Juden, obschon diese nach ihrem Selbstverständnis als multi- beziehungsweise übernationale, völkerverbindende Ethnie „prädisponiert“ gewesen wären, „die österreichische Nationalität“ schlechthin zu bilden. Diese optimistische Selbstprojektion – eine Utopie bleibende, unerfüllbare Wunschvorstellung – hatte der aus Galizien stammende, in der Wiener Arbeitergemeinde Floridsdorf tätige Rabbiner Joseph Samuel Bloch im Jahre 1886 vertreten.<sup>14</sup> Für den skeptisch-pessimistischen Schnitzler blieb jedoch die „Compli-

<sup>12</sup> Musil (wie Anm. 4), S. 1039 f.

<sup>13</sup> Ibid. S. 1041.

<sup>14</sup> Vgl. Bloch, Joseph Samuel: Der nationale Zwist und die Juden in Österreich. Wien 1886, S. 20.